

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 1
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Oktober 1936

Heft 1

Der Schweizer Bauer.

Ich hab mein Haus am Sonnenrain
Auf guten Grund gestellt.
Mein Hof und Heim, mein Weib und Kind
Sind meine kleine Welt. —
Und doch, wie ist sie riesengroß,
Schau ich den Himmel an.
Er hat die goldnen Tore weit
Für alle aufgetan.

Vom ersten fahlen Morgenlicht
Bis in die stille Nacht,
Wie haben Wiese, Feld und Wald
Den Rücken müd gemacht!
Und doch, du grüne, kleine Welt,
Du hegst mich mütterlich
Und blühst in tausend Wundern auf.
Wie innig lieb ich dich!

Ich stehe einsam und abseits;
Fern rauscht das Leben fort.
Es trifft mich keiner Glocke Ruf,
Raum eines Nachbars Wort.
Und doch — ich hab das Glück zu Gast!
Wer hat es hergesandt?
Aus linden Lüften klingt's mir zu:
Du bist in Gottes Hand! Ernst Schumann.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

1.

Die schwere, strahlende Hitze des Sommer-
tages lag über der kleinen Stadt. Die Häuser
warfen eine eigentümliche blendende Helle in die
Landschaft; es war, als ob ihre Mauern die
Glut und das Licht eines verborgenen unterirdi-
schen Feuers ausstrahlten. Die Straßen, die nur

zum geringen Teil gepflastert waren und keine
Fußsteige besaßen, waren von einer dunstigen
Staubschicht bedeckt. Aber die zahlreichen Gär-
ten trugen eine schöne Abwechslung in das Bild,
das sonst den Augen weh getan hätte. Sie ge-
hören zu den vielen stattlichen Häusern alteinge-
fessener Familien, an denen Neuburg reich ist,

An unsere Leser! Wir haben mit besonderer Freude wieder einen Roman von Ernst Zahn ausgewählt. „Einsamkeit“ zählt zu den schönsten seiner Werke. Zudem feiert der Dichter im Januar des nächsten Jahres seinen 70. Geburtstag. Wir werden dann in einer festlichen Betrachtung auf die Persönlichkeit und die Bücher des gefeierten Schweizer Erzählers noch näher eintreten.

und sind von hohen Mauern umgeben, welche dem Staub den Zugang verwehren, so daß er sich nicht leicht auf die Pflanzen der Gärten legen kann. Still und dunkel standen an diesem Sommertage die alten Bäume hinter den weißen Mauern. Über ihren Wipfeln zitterte die heiße Luft, sie aber regten sich kaum, das Grün ihrer Blätter oder Nadeln leuchtete gedämpft, und die schweigenden Kronen erzählten dem, der matt und mit Unlust die unter brennender Sonne liegende und scheinbar von keiner Bewegung belebte Landschaft betrachtete, von schattigen Kieswegen und kühlen Laubgängen, von langsam und mit Wohlempfinden zwischen Blumen und Büschen wandelnden Menschen.

Vielleicht die ältesten und schattenreichsten Bäume, laubreiche Platanen, hellgrüne Lärchen und schwarze, düstere Tannen standen im Garten des Rotschen Hauses, eines Patrizierbesitzums, das dicht an der vielgekrümmten Hauptstraße von Neuburg lag. Das graue, nur durch seine Größe, nicht durch äußeren Schmuck sich auszeichnende Haus grenzte mit der einen Seitenmauer an die Straße. Starke Eisengitter an den Fenstern und der große, schwarze, steile Giebel zeugten für sein Alter. Hellgraue Läden verschlossen auf der Sonnenseite die Scheiben. Zu beiden Seiten des Hauses dehnten sich Hofraum und Garten aus. Mauern schieden sie von der Straße, aber je ein Gittertor war in die obere und die untere Straßenmauer gefügt und gaben Einlaß. Das kleinere schmucklose war ursprünglich für die Dienstboten bestimmt, das große, ein Zeugnis hochentwickelter, alter Schmiedekunst, hatte zwei Flügel, die geöffnet einen Wagen leicht hindurchließen. In schönem Bogen baute sich das schwarze Portal auf und trug in einem Kranze schwerer, geschmiedeter Lilien das einst golden gewesene Wappen der Familie Rot. Jetzt war der ovale Schild desselben rötlich geworden, die Farbe brüchig und die darauf befindlichen Figuren waren schwer unterscheidbar. So sprach schon am Eingangstore des Gutes etwas von der Geschichte eines absterbenden Geschlechts.

Ein Knirschen ging im Kies eines der Gartenwege, die auf den gepflasterten Vorplatz hinter dem großen Portale mündeten. In stillem, gleichmäßigem Takt näherte es sich und entfernte sich wieder, und zuweilen mischte sich ein ganz sachtcs Blätterrauschen in das Geräusch der Schritte, die den Kies traten. Huldreich Rot, der junge Theologe, erging sich unter den Bäumen.

Sie hielten ein so dichtes Dach von Laub und Nadeln über seinen Weg, daß er barhaupt gehen konnte; die sieghafte Sonne belästigte ihn nicht.

Der Garten war nicht übermäßig gepflegt. Wohl mochte bei Frühjahrsanfang ein Gärtner die Bäume beschnitten und die Beete bepflanzt haben, jetzt war ein Teil des Blumenschmuckes verblüht, und in den Kieswegen wucherte das Unkraut so reichlich, wie zwischen den Pflastersteinen des Vorplatzes. Dennoch lag eine leuchtende Schönheit über dem Garten, wo dieser sich der Sonne auftat. Bunte Falter und schimmernde Käfer trugen eine Unruhe auf die von der Sonne getroffenen Rasenteile, die in seltsamem Gegensatz zu der schattenreichen Stille des Laubgangs stand. Huldreich Rot schritt mit auf den Rücken gelegten Händen. Die Hände waren weiß und hatten starke, haarbewachsene Finger. Rot war mittelgroß, stattlich gebaut, seine Bewegungen zeigten das schöne Ebenmaß und die Sicherheit desjenigen, der sich in Gesellschaft zu bewegen weiß. Zu dem jungen, starken Körper fügte sich der kluge und feurige Kopf wohl. Aus den grauen, stark überbrauten Augen, die jetzt in sinnendem Nachdenken den Boden suchten oder manchmal den jäh aufleuchtenden Blick ins Leere richteten, sprach eine noch lebenskühne, von Begeisterung erfüllte Seele.

Huldreich Rot hatte sein Examen als evangelischer Geistlicher mit höchster Auszeichnung bestanden und während zweier Jahre an verschiedenen Orten vikarisiert. Vorübergehend weilte er nun zu Hause und wartete auf eine Anstellung als Pfarrer. Gerade jetzt stand seine Wahl zum Geistlichen einer Berggemeinde vor der Entscheidung. Die Nachricht vom Ausfall dieser Wahl konnte stündlich eintreffen. Rot wußte, daß ihm die Fürsprache der führenden Geistlichkeit in der Hauptstadt zugute kam; aber man hatte ihn auf die Unberechenbarkeit der Landbevölkerung aufmerksam gemacht, und er mußte sich sagen, daß, nachdem ihm ein Gegenkandidat in der Person eines bereits im Amte stehenden, als tüchtiger Prediger bekannten Pfarrers erstanden, seine Wahl noch keineswegs sicher war. Die Gedanken an die für ihn wichtige Entscheidung erfüllten den Hin- und Herschreitenden vollständig. Er erwog hundertmal die Möglichkeiten des Sieges und der Niederlage. Zuweilen aber rang sich die große Hoffnung in ihm über die Ungewißheit hinaus. Dann stieg vor seinem inneren Auge ein ihm schon vertraut gewordenes Bild empor, eine weiße, mauerumge-

bene Kirche, die sich von einem hinter ihr stehenden schwarzen, hochstämmigen Tannenwalde scharf abhob. Er wandelte nicht mehr im Rieswege des alten Gartens, sondern schritt an der Umfassungsmauer jener Kirche hin, sah die Gräber des ruhevollen Friedhofs, der das Gotteshaus umgab, und sein hohes morsches Holzkreuz mit der Inschrift: Hier ruht sich's gut! Er sah über die graue, alte Mauer hinaus das Dorf Waldenz zu seinen Füßen liegen, weiße und braune Häuser, auf ein Häuflein gesammelt und in ein grünes Tal hineingebaut. Wundervoll mußten Dorf und Tal jetzt in Sonne liegen! Der Rauch stieg senkrecht aus den schwarzen Dächern, die grünen Wiesen leuchteten, und die Wälder, die rings die Berge bestanden, rahmten ernst das freundliche Bild. Diese Wälder, die in der ragenden Höhe ihrer Stämme und der Kühnheit, mit der sie an alle Schroffen stiegen, etwas Großes und Düsteres hatten, lockten ihn. Die Schneeberge leuchteten herzbewegend über ihnen.

Mehr als die Natur freilich zogen Huldreich Rot die Menschen, nicht im einzelnen Individuum, sondern in ihrer Gesamtheit. Aus den Stuben der Gelehrsamkeit und eines schweren, kräfteverzehrenden Studiums war Rot vor zwei Jahren in die Freiheit des öffentlichen Lebens getreten, und in seinem Innern hatte sich etwas aufgetan für die große Welt, in welche er trat. Sie erschien ihm schön und weit und gut, wenn auch nicht ohne Schatten, und er glaubte, daß es einem Menschen, der mit jungen Kräften und heißem Willen käme, gelingen sollte, die Schatten zu verscheuchen. Mit scharfem Auge und einer frühen Lebensklugheit durchschaute er die Menschen, ihre Freude und ihre Bedrängnis, sah, wie alle ihre irdische Last nur aus ihnen selber kam und meinte sich berufen, sie genügsam und duldsam zu machen. Er war voller Glaube an seinen Beruf, vor allem aber voller Glaube an die Menschen. Eine herzliche und feurige Liebe zog ihn zu allen und zu jedem hin, und sein großes Verlangen war, jedem und allen zu nützen. So stand er begeistert, mutig und kraftbewußt vor einer großen Aufgabe. Das Herz klopfte ihm eben jetzt, während er sich den Wirkungskreis ausmalte, innert dessen Grenzen er an der Lösung dieser Aufgabe zunächst zu arbeiten hoffte.

Noch stiegen die innere Erregung und wartende Ungeduld des Hin- und Herwandelnden, als in seinem Rücken aus der geöffneten schwebenden Eichentür des Rotschen Hauses eine hohe,

schwarzgekleidete, hagere Frau trat. Sie hielt eine Depesche in Händen, zögerte einen Augenblick unter dem Sandsteinbogen der Tür und sah sich nach dem Spaziergänger um. Ihre Haltung hatte etwas Steifes, Abweisendes, aber im Blick ihrer sehr dunkeln, durch kohlschwarze Wimpern und Brauen einen fast finsternen Ausdruck erhaltenden Augen lag eine leise Unruhe und Bangigkeit, die sofort verschwanden, sobald Rot, sich umwendend, sie erblickte. Mit gemessenen Schritten trat sie auf den Sohn zu, der mit raschem Blick die Depesche in ihrer Hand bemerkt hatte und der Mutter in freudiger Hast entgegenkam. Ihre Züge veränderten sich nicht, während sie ihm das gelbe Kuvert reichte. Indessen sein Gesicht von Spannung und kaum zurückgehaltener Freude strahlte, blieb das ihre ohne Lächeln, ganz verborgen nur brach aus ihrem Blick blizähnlich ein warmer Strahl, der das herbe, mürri-sche Antlitz seltsam veränderte.

Huldreich Rot riß mit ungeduldigen, vor Hast unsichern Fingern die Depesche auf und überflog ihren Inhalt. Dann reichte er sie der Mutter. „Gewählt,“ sagte er. Er war jetzt bleich vor Aufregung, seine Augen schienen groß, und die mächtige Bewegung seines Innern leuchtete aus ihnen. Er sagte kein Wort weiter, sondern schritt zweimal hastig denselben Weg auf und ab, den er vorher gegangen war.

Frau Jakobea Rot nestelte von ihrem Busen einen stählernen Zwicker los, drückte ihn auf die scharfe spitze Nase und las. Ihr Mund, der ohnehin stets eng geschlossen war, preßte sich beim Lesen so fest zusammen, daß auf der mit kurzen, schwarzen Härchen schnurrbartartig besetzten Oberlippe eine kleine Einsenkung entstand. Die Furche, die senkrecht zwischen ihre buschigen schwarzen Brauen schnitt, vertiefte sich noch, und die runzelige schlaffe bleiche Haut ihrer Wangen zitterte ein wenig. Als sie gelesen, nahm sie mit derselben Langsamkeit die Brille wieder ab, ließ die Hand, welche die Depesche hielt, an der Seite ihres schwarzen Kleides lang herabsinken und wendete sich nach dem Sohne zurück. Still blickte sie ihm entgegen. Dann lächelte sie. Da aber die Furche in ihrer hohen Stirn sich nicht löste und ihre Lippen noch immer aufeinander ruhten, war das Lächeln spöttisch und unfreundlich.

Huldreich Rot hatte sich gefaßt. Eine helle Röte lag jetzt auf seinem starken, jungen Gesicht. Dann zwang ihn das Übermaß seiner Freude. Mit dem Angestüm dessen, der die Stu-

dentenjahren und ihre Ausgelassenheit kaum hinter sich hat, eilte er auf die Mutter zu, schlang die Arme um ihren Oberkörper und hob die große Frau, sie an sich drückend, ein wenig über den Fußboden empor. Frau Jakobea verleugnete das Unbehagen nicht, das sie über diesen Überschwang der Gefühle empfand. Unwirsch befreite sie sich von seinem Griffe. Aber sie vermochte sich dem Eindruck seiner stürmischen Befriedigung nicht ganz zu entziehen. Auch auf ihre Wangen trat ein spärliches Rot.

„Jetzt ist dir ja dein Wunsch erfüllt,“ sagte sie. Sie fügte weder Glückwunsch noch Rat hinzu, wie es manche Mutter bei solchem Anlaß getan haben möchte. Stumm schritt sie an der Seite des Sohnes auf das Haus zu, den erregten Worten desselben lauschend. Er sprach von seiner Wahl. Daß er doch sicher auf sie gezählt habe; daß er gleich eine Dankdepesche sende, daß man sich nun schon auf die Reise vorbereiten müsse und vieles mehr. Die Mutter nickte zu dem und jenem. Einmal hob sie den Kopf, blieb unmerklich einen Schritt zurück und betrachtete ihn von der Seite. Ihr Gesicht nahm dabei einen Ausdruck neugieriger Sorge an. Sie schien seine Hoffnungen nicht zu teilen. Ihr Mund wurde noch schmalere und hatte um die Lippen einen Zug, der von bitterer Lebenserfahrung sprach.

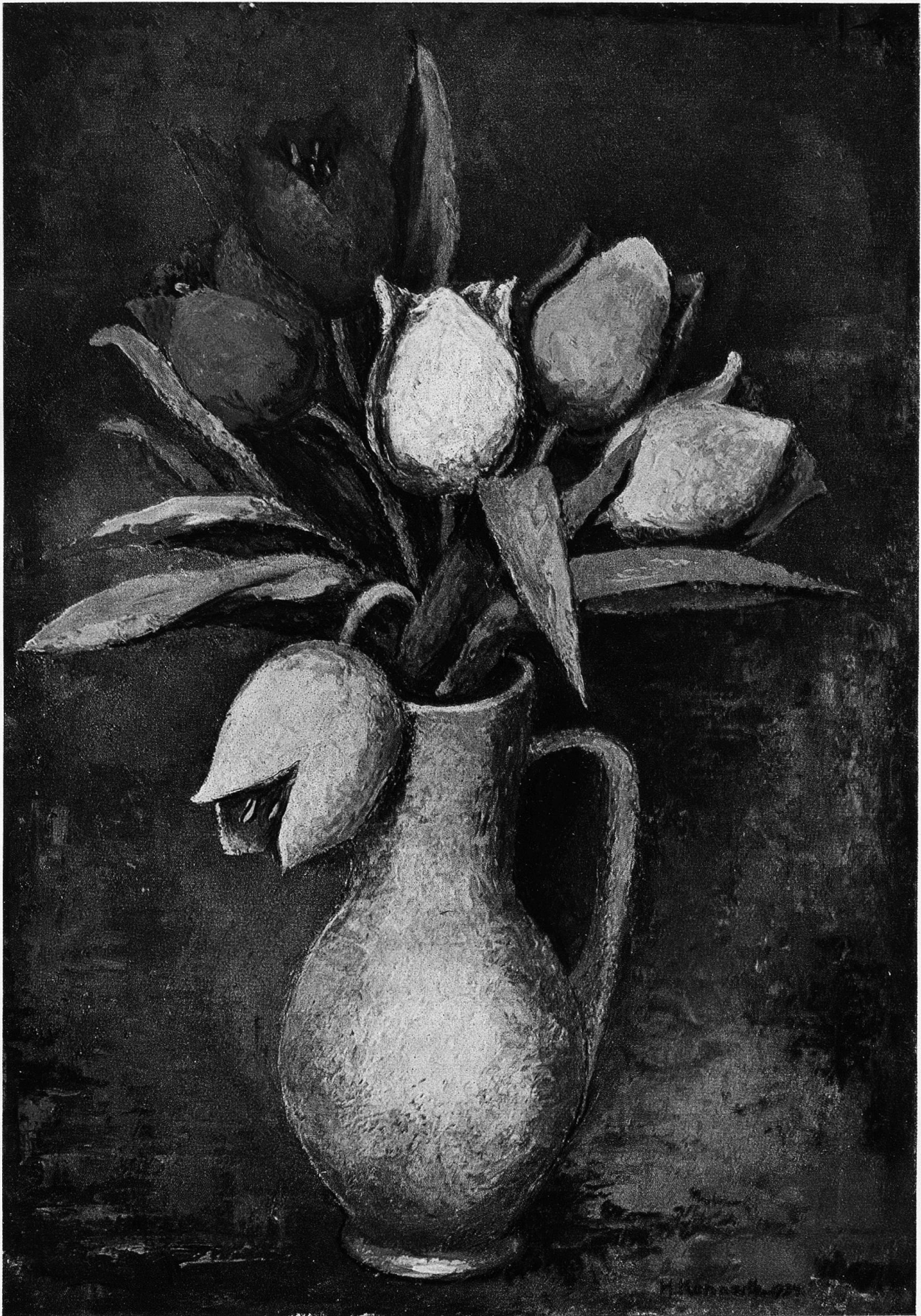
Sie waren indessen durch die hohe Tür in einen gewölbten Flur getreten, auf dessen Steinfliesen ihre Schritte dumpf klangen. Huldreich trat in ein Zimmer zu ebener Erde, seine Schreibstube, wo er die Depesche zu Papier bringen wollte. Frau Jakobea begab sich den Flur entlang zu einer breiten braunen Treppe mit schön geschnitzter Lehne und stieg langsam in das erste Stockwerk hinauf. Ein gleicher hallender Sandsteinflur nahm sie dort oben auf. Seine Mauern waren weiß getüncht, braune gewichste Zimmertüren mit gelben Messinggriffen stachen aus den weißen Wänden hervor. Alte Bilder und Stiche hingen herum. Frau Jakobea näherte sich einer gerade gegenüber des Treppenaufganges befindlichen Doppeltür, drehte den Knopf und trat in einen saalartigen, braungetäfelten Raum, die Kotsche Wohnstube. Sie hatte zwei hohe, nach dem Garten gehende Fenster mit niederen Gesimsen und dunkeln Vorhängen. Ein Spiegel hing zwischen diesen und warf das Bild der ernstesten, vornehmen Stube, ihres schweren Teppichs und ihrer braunen, mit rotem Samt gepolsterten, verschieden geformten Stühle zurück. An dem einen Fenster stand ein Nähtischchen. Eine

Handarbeit lag offen auf dem darauffstehenden Korbe, Schere und Nadel hatten auf dem breiten Gesimse Platz gefunden. Frau Jakobea ging mit ihren langen gemessenen Schritten zu diesem hinüber. Sie ging ein wenig gebückt, den mit einem Häubchen bedeckten Kopf und den Nacken nach vorn geneigt. Mit zierlichem Griff nahm sie die Arbeit von dem Tischchen, setzte sich und begann zu sticheln. Dabei zeigte sich, daß ihre Hände schlank und schmal waren und in ihren Bewegungen jene edle Anmut hatten, die schwer arbeitende Finger verlieren und die nur klugen und unabhängigen Frauen eigen ist. Sie hielt zuweilen in ihrer raschen Tätigkeit inne, legte die Hand, welche die Nadel hielt, auf den Korb und blickte über den Zwicker hinaus sinnend vor sich hin. Die Zukunft des Sohnes beschäftigte sie noch immer. Vielleicht tauchte auch ihr eigenes Leben zwischen hinein vor ihren Blicken auf, das Bild einer einsamen Jugend im Hause eines standesstolzen Vaters, einer freudlosen Ehe an der Seite des Obersten Rot, ihres Gatten, eines in fremdem Kriegsdienst härbeißig gewordenen, nur für Freuden einer guten Mahlzeit noch Interesse zeigenden Mannes. Vielleicht bedrängte sie in diesem Augenblick die Stille des großen Hauses, aus dem der Gatte vor vier Jahren schon für immer hinausgegangen war, in das eine Anzahl Dienstboten wohl hätten Leben bringen sollen, aber in dem neue Angestellte es stets nur kurze Zeit aushielten. Vielleicht durchfuhr sie auch der Gedanke, daß sie selbst für die Ursache galt und sie vielleicht war, daß die Untergebenen kein Bleiben hatten, sie mit ihrer scharfen Rede, ihrer Genauigkeit und ihrem Unvermögen, sich ändern anzupassen. Frau Jakobea war nicht zimperlich und hatte einen scharfen Sinn und ein helles Auge für alles Menschliche. So mochte sie wohl auch über sich selbst im klaren sein und sich nicht scheuen, sich selber wahre Dinge zu sagen.

Das Haus war freilich leer. Im Erdgeschoß hauste der Sohn, in den weiten Räumen des ersten Stockes wohnten sie und das Kind. Die alte Anna, die Magd, hatte den ganzen Dienstbotenboden für sich, während der Gärtner, der längst mehr Hausknecht als Gärtner war, im kleinen Hinterhause wohnte.

In dieses leere und stille Haus brachten die leichten Schritte keinen Lärm, welche eben jetzt über Flure und Treppen sich näherten.

Frau Jakobea horchte auf. Sie hörte die Schritte, das Knarren einer Türe danach und



Krug mit Tulpen.

Nach einem Gemälde von H. Konnerth.

das Klingen einer einschnappenden Falle. Nun erhob sie sich, sah auf die Marmoruhr, die unter gläserner Glocke tickte, und trat zum großen Tisch, der inmitten der Stube stand. Sie hob die Samtdecke ab und legte ein farbiges Tischtuch an ihre Stelle. Dann räumte sie aus einem an der Wand stehenden Büfett drei Tassen und Zubehör auf den Tisch. Indessen näherten sich die Schritte, die vorher im Flur zu hören gewesen, durch ein Nebenzimmer. Sie waren sacht und kurz, manchmal schien die Nahende zaghaft auf den Zehen zu gehen. Eine der beiden Seitentüren, die wie die Haupttüre hoch, braun und messingbeschlagen waren, öffnete sich, und das Kind tritt ein, an das Frau Jakobea vorhin gedacht. Es grüßte und legte gleich Hand an, indem es den Tisch zu Ende deckte, an dem Frau Jakobea begonnen.

„Ist die Schule schon aus?“ fragte diese.

„Ja,“ antwortet Mirrlein und fügte lächelnd hinzu: „Samstag nachmittags ist das immer so rasch, nur die eine Stunde von zwei bis drei.“

Während sie lächelte, öffneten sich die vollen Lippen ihres Mundes, kleine, weiße Zähne wurden sichtbar, lange braune Wimpern schlugen sich weit auf, und das Lachen, das um den weichen Mund zuckte, war auch in den großen graugrünen Augen der Fünfzehnjährigen.

„Du mußt Huldreich Glück wünschen, wenn er kommt,“ sagte Frau Jakobea. „Er ist gewählt.“

Mirrleins Gesicht strahlte, wohl mehr über die Neuigkeit der Nachricht als über den freudigen Wert, den das Ereignis für ihre Verwandten hatte. „Und gehen wir wirklich mit?“ fragte sie. Sie stand hinter einem Stuhl mit hoher Lehne und legte runde, braune Hände auf diese. Sie war klein für ihr Alter. Ihr Kopf, der ihr etwas zu tief im Rücken saß, so daß sie manchmal fast den Eindruck einer Verwachsenen machte, ragte nur wenig über diese Lehne hinaus.

Frau Jakobea war an ihren Nähtisch zurückgegangen. „Ja, wir gehen mit,“ antwortete sie dem Mädchen nebenbei, während sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Die Freude erregte dieses. Es trat an das zweite Fenster und sah in den Garten hinab. Es war etwas Großes, eine Lebenswendung, die sich vollzog! Aus der Stadt und diesem Hause fortzugehen in eine fremde, in den Bergen gelegene Heimat! Die Sonne, die heiß ins Fenster brach, legte sich auf Mirrleins braunes, nicht

sehr feines, aber krauses Haar, so daß es rötlich schimmerte. Es hing ihr in einem dicken Zopf in den Rücken hinab; widerspenstige Lösschen kräuselten sich an ihm und auf dem Scheitel. Mirrlein faßte mit der Hand nach dem hängenden Haar, zog es über die Schulter nach vorn und spielte gedankenvoll damit. Wundervoll war es, in jene — wilde Gegend zu ziehen! Wundervoll, daß sie so etwas erlebte! Sie!

Sie war das Kind eines armen Schusters, eines sehr entfernten Verwandten des verstorbenen Obersten. Vater und Mutter waren tot. Um den Vater trug sie noch jetzt das schlichte schwarze Kleid, das ihr ans Knie des schön geformten Beines fiel. Frau Jakobea, die verschwiegen, mit einer strengen Scheu vor der Öffentlichkeit, viel Gutes tat, hatte das Mädchen ins Haus genommen. Ihr galt es als ausgeschlossen, daß ein Familienglied der Gemeinde zur Last falle. Das Mädchen hatte sich rasch an die veränderte Umgebung gewöhnt. Die größere Veränderung, die ihr jetzt bevorstand, bewegte sie mächtig.

„Huldreich kommt,“ sagte jetzt Frau Rot und erhob sich von ihrem Sitz.

Mirrlein drehte sich um. Ein Ausdruck von Spannung trat in ihr leicht sommersprossiges Gesicht. Sie wunderte sich längst, wie man so klug sein könne wie Huldreich Rot. Sie hatte ihn bewundert, als sie gehört hatte, daß er aushilfsweise da und dort auf die Kanzel steigen und predigen müsse. Nun war ihr, man müßte schon in seinem Außern ein Wachsen erkennen, da er zum Pfarrer einer Gemeinde gewählt war, zum Pfarrer, der die Macht haben würde, ein ganzes Dorf zu lenken.

„Nun?“ fragte Frau Jakobea.

Da erinnerte sich das Mädchen erst, daß es den Kaffee hereinzuholen hatte. Es erschrak, errötete und glitt noch vor Huldreichs Eintritt aus der Tür.

Der junge Pfarrer Rot erschien. Langsam und sinnend war er über die Treppe heraufgestiegen, auf der seine Mutter seinen Schritt gehört hatte. Nun ließ er sich Frau Jakobea gegenüber am Tische nieder. Seine Freude hatte einem ernsthaften Überlegen Platz gemacht. Das erste Wort, das er an die Mutter richtete, zeigte, daß er seine Aufgabe nicht leicht nahm.

„Es ist eine große Sache, Mutter,“ sagte er.

„Gewiß ist es,“ gab sie zurück.

Dann hob er, während sie sich an die kleine Mahlzeit machten, an, von vielem zu sprechen, was auf seine neue Stellung Bezug hatte, von

seiner Reise und ihrem Umzug dahin, vom mutmaßlichen Empfang in Waldenz und vielem andern. Selbst den Text seiner ersten Predigt kannte er schon. Während seine Worte ruhig und nachdenklich waren, verrieten seine Blicke noch immer die heiße Begeisterung seiner Seele, und manchmal ließ ein Zittern seiner Stimme die mächtige Bewegung, die in ihm war, erkennen. Ganz von dem, was ihn beschäftigte, befangen, achtete er nicht auf seine Umgebung. Plötzlich begegnete er dem Blick Mirrleins. Verwunderung ergriff ihn. Ihre Augen schauten merkwürdig und mußten lange schon auf seinem Gesicht haften; denn es war ihm, als ob gerade ihr Blick ihn seinen Gedanken entrissen. Es lag eine schrankenlose, kindhaft gläubige Bewunderung darin. Noch lange Jahre nachher vergaß Huldreich Not den Blick nicht, mit dem Mirrlein an diesem Abend an ihm gegangen hatte.

„Was hast du denn?“ fragte er lachend, seine Hand nach der ihren ausstreckend, die auf dem Tisch lag.

Sie zuckte zusammen und fuhr auf, als ob sie geträumt hätte, vermochte auch im ersten Augenblick nicht zu antworten.

Huldreich sah seine Mutter an, und sie scherzten beide über die Erschrockenheit des Mädchens.

„Was hast du denn?“ wiederholte nun auch Frau Jakobea.

Da errötete das Mädchen und bestritt verlegen, daß ihr irgend etwas sei.

Der kleine Vorfall lenkte die drei von ihrem bisherigen Gesprächsthema ab. Huldreich neckte das Mädchen, sie schlafe am hellen Tage. Ein Wort gab das andre. Einmal mit Mirrlein beschäftigt, kamen sie auf diese selbst und ihr Heranwachsen zu sprechen. Es sei bald Zeit, ihr den richtigen Namen zu geben, meinte Frau Jakobea und tat ihre Absicht kund, instinktiv „Marie“ zu sagen. Huldreich aber meinte, er liebe eigenartige Namen für eigenartige Menschen, und es sei kein Zweifel, daß die kleine versonnene Hausgenossin etwas an sich habe, was sie von andern Leuten unterscheide. Der Kindername „das Mirrlein“, der ihr überdies als Rosenname von ihrem Vater hinterlassen sei, dürfe ihr füglich bleiben.

Sie beendigten dann die Mahlzeit und standen davon auf, um jedes sich an seine Beschäftigung zurückzugeben. Huldreich trug die Stimmung hoffnungsreicher Erregung mit sich fort. Frau Jakobea war, als wehe eine Unruhe durch das stille Haus, wie sie nie darin gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Acker im Nebel.

Nebel hemmt den Blick in Sonnenweiten,
Schauernd huscht er über Ackerbreiten,
Und er löscht der Fernefehnsucht Flammen,
Toteneinsam kriecht das Ich zusammen.

Rings im feuchten wesenlos Geballten
Ragen Schatten, träumen Graugehalten;
Doch sie staunen fremd, in sich versunken,
Schläfern gleich, die Schlummergeist getrunken.

Seeleneinwärts kehrt sich Drang und Schauen,
Das Gemüt verschrumpft zum Punkt im Grauen,
Bis auch der, vom Hauch des Nichts umwittert,
Sanft sich auflöst und ins All verzittert. Jacob Heß.

Die Trachtenlandsgemeinde auf der Rigi.

Es ist ein ewig unvergeßliches Bild, das man Sonntag, den 21. Juni 1936, nach Hause getragen hat. Die schweizerische Trachtenvereinigung feierte ihren zehnjährigen Bestand. Das Fest weitete sich aus zur erhebenden volkstümlichen Tagung, und ein mächtiger Impuls wird von ihr ausgehen, wieder viel mehr Gewicht all den Gütern beizulegen, die tief im Herzen des Schweizlers wurzeln: vorab der Liebe zur Heimat, der Freude am Überlieferten. Der Sinn für die Vergangenheit wird wieder wach. Die Ein-

fachheit im Fühlen und Denken kommt neu zu Ehren. Alte Lieder werden wieder gesungen, alte Bräuche werden aufgefrischt, Volkstänze werden vorgeführt, die Wilden Männer von Gersau gehen um, die Tschämeler; die bunten Trachten, wie sie in den verschiedenen Gegenden und Talschaften üblich waren, werden wieder hervorgezogen, und wo noch keine bestanden, tauchen neue auf. Man liebt und spricht seinen Dialekt und ist sich wieder deutlicher bewußt, daß man Glied einer großen und wertvollen Ge-